


AMIE
KAUFMAN

MEAGAN
SPOONER



THE OTHER
≡ ♦ SIDE ♦ ≡
OF THE SKY

DIE GÖTTIN UND DER PRINZ

dtv

Amie Kaufmann / Meagan Spooner

Die Göttin und der Prinz

The other Side of the Sky

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Katja Hald*

dtv

Für Kristen,
die mit uns an Magie geglaubt hat

1

Nimh

Ganz langsam nimmt der schwimmende Markt im zuckenden Schein der Fackeln und Zauberfeuer Gestalt an, während ein jedes der ankommenden Boote einen Schweif aus sich im Fluss spiegelnden Lichtern hinter sich herzieht. Noch verbirgt sich die Sonne hinter dem Horizont, aber ein Hauch von Pfirsichrot und Kupfergold streift bereits die Wolkendecke, die schwer über dem Gedränge des Marktes hängt und die eine drückende Grenze bildet, zu einem hier unten gänzlich unbekanntem Reich. Monströse Schatten kriechen aus der morgendlichen Dämmerung und treiben stromabwärts in Richtung der sich ausdehnenden Wasserstadt, wo sie sich im heller werdenden Licht des Tages als Häuser, Werkstätten, Essensstände und Verkaufsbuden entpuppen.

Früher habe ich die Ankunft des schwimmenden Marktes, der hier jeden Monat abgehalten wird, regelmäßig beobachtet. Flussvolk aus weit entfernten Regionen sammelt sich in den Flussniederungen unterhalb des Tempels, steuert seine Häuser mit Segeln, Rudern oder Stangen über den breiten, trägen Strom, bis das Treiben ihn über die Ufer treten und ins Waldmeer schwappen lässt. Innerhalb weniger Stunden verschmelzen unzählige Schilfbarken zu einem vor Leben strotzenden Ganzen und

machen aus der beschaulichen Flussbiegung eine wimmelnde Stadt. Diese Verwandlung meiner Welt hat mich von jeher fasziniert – aber mit jedem Mal verblasst die Begeisterung neben der Qual, den Markt nicht mit dem Rest meines Volkes genießen zu dürfen, ein klein wenig mehr.

Es ist das erste Mal seit Jahren, dass ich während des Ankerns wieder auf dem Fluss bin. Vom Heiligtum des Tempels aus betrachtet, wirkt alles weit entfernt, gedämpft. Dort rieche ich weder die Holzkohle und Torffeuer der Köche und Bäcker, die ihre Öfen anheizen, noch höre ich das helle Lachen der Kinder, die zu jung sind, um ihren Eltern mit den Tauen zu helfen. Und auch die pulsierende Synkope aus Schritten und Strömung, welche die schwimmenden Marktstraßen unter meinen Füßen in steter Bewegung hält, spüre ich dort nicht.

Ich erinnere mich nur vage an die Zeit vor dem Tempel, aber einst war auch ich eines dieser Kinder. Damals versprach der verführerische Geruch nach gegrilltem Fleisch und Gewürzbrot eine Belohnung, wenn ich brav war, und das Lachen kam von meinen Freunden, die mich zum Spielen riefen. Einst waren es meine Füße, die auf und ab rannten und die Straßen aus dicken Schilfmatten zum Schwanken brachten.

Vor ein paar Jahren habe ich es einmal gewagt, mich im geliehenen Kleid einer Dienerin auf den Markt zu schleichen, aber die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der ich mich als kleines Kind dort bewegte, gehörte bereits der Vergangenheit an. Noch bevor ich die erste Straße bis ans Ende gegangen war, wurde das Gedränge so dicht, dass ich

mich in den Schutz der Wachen flüchtete, die bereits panisch nach mir suchten. Nun bin ich allein hier.

Dieser Tage bin ich nicht mehr so töricht, mich zu verkleiden. Viel zu leicht könnte mich jemand streifen oder mich am Arm packen, um mir irgendwelchen Nippes zu verkaufen. Jedes Kind weiß, was mein dunkelrotes Gewand und die mit Kohle umrandeten Augen bedeuten – sie lernen es, noch bevor sie laufen können.

Aber auch nach all der Zeit, die ich das geschäftige Hin und Her des Flussvolkes bereits aus der Ferne beobachte, löst das Gedränge noch immer ein tiefes Unbehagen in mir aus, das schmerzt wie eine alte Wunde. Denn trotz des roten Gewandes und des goldenen Stirnreifs, der traditionellen Kleidung einer Gottheit, die jeden davor warnt, mir zu nahe zu kommen, könnte mich jemand aus Versehen berühren. Es war riskant, fast schon fahrlässig, hierherzukommen – aber die Staatenlenker und Priester, die über mein Leben bestimmen, lassen mir keine Wahl.

Wie so oft wandert mein Blick nach oben zu der dunklen Wolkenmasse über unseren Köpfen. Seit die Götter vor tausend Jahren nach oben geflohen sind und nur eine Gottheit – die erste meiner Linie – zurückgeblieben ist, um ihr verlassenes Volk zu führen, hat man nichts mehr von ihnen gehört. Leben sie noch dort oben? Kümmert es sie, dass ihre Vertreterin in diesem Land gezwungen ist, zu verzweifelten Mitteln zu greifen, um ihrem Volk zu helfen?

Meinen Wachen zu entweichen, war nicht schwer, ganz einfach deshalb, weil ich es nie versuche – jedenfalls nicht mehr. Ich bin keine Gefangene, und auch wenn meine Wachen dazu ausgebildet wurden, bis auf den Tod für mich

zu kämpfen, sind sie äußerst zurückhaltend. Würde ich jedoch flankiert von einem Dutzend Männern und Frauen im düsteren Schwarz und Gold der göttlichen Wachen den Markt besuchen, hätte ich gleich den Tempel und die gesamte Stadt über mein Vorhaben informieren können. Die Nachricht wird sich zweifellos auch so schnell bis in den Tempel herumsprechen und das Ohr von Hohepriester Daoman erreichen. Bis dahin werde ich aber längst eine sichere Bootsahrt für meine Reise vereinbart haben und kann behaupten, ich hätte lediglich dem Ankern beiwohnen wollen.

Das Hausboot, nach dem ich suche, sticht mit seinem zusammengeschnitzten Dach, dessen Streben wie dürre Arme in den Himmel ragen, zwischen den anderen hervor. Es ist Quentis Boot. Auf den Flüssen des Waldmeeres ist es eines der schnellsten, aber sobald Quenti ankert, ersetzt er die Segel durch Tierhäute, Schlingpflanzen und Schilf, um diese dann hoch über der Feuchtigkeit des Flusses in der Sonne zu trocknen. Ich umklammere den Schaft meines Speeres, dessen Spitze meine magischen Amulette zieren, und halte Ausschau nach dem Ankerplatz des Händlers.

Über einer eingeschossigen Viehhütte flackert ein Zauberfeuer auf, in dessen blaugrünem Licht ich erspähe, wonach ich suche, doch es führt kein direkter Weg zu Quenti und mich verlässt der Mut. Ich werde mich wohl oder übel in das Gedränge begeben müssen.

Etwas Warmes stößt kräftig gegen meinen Knöchel und diese eine Berührung genügt, dass ich mir ein Herz fasse. Ich muss nicht nach unten sehen, um zu wissen, dass es der Findelkater ist. Sein vertrautes Maunzen dringt an

mein Ohr, und als ich ihm antworte, hebt er das breite haarige Gesicht und sieht zu mir auf. Mit einem Schnurren, laut wie das Grollen einer Sturmwolke, stößt er ein zweites Mal den Kopf gegen mein Bein und ich mache mich auf den Weg.

Um das dichteste Gedränge zu umgehen, halte ich mich am Rand des Marktes. Dennoch begegne ich zahlreichen Flussleuten, die noch immer damit beschäftigt sind, ihre Häuser mit anderen zu vertäuen. Ich bleibe gerade lange genug stehen, um eine Prise Feuersamenpulver aus einem der Beutel an meiner Chatelaine zu nehmen.

Ich schließe die Finger und flüstere eine Beschwörungsformel in meine Hand. Ein paar der winzigen Körnchen entweichen mit meiner Atemluft und sinken als funkelnder Sternenregen zu Boden. Mit dem übrigen Pulver reibe ich die Spitze meines Speeres ein, bis sie ein sanftes Licht auf die Wasserlache unter meinen Füßen wirft. Nun, da von mir ein Leuchten ausgeht, strebt mein Volk auseinander und macht mir Platz. Die Menschen, an denen ich vorübergehe, fallen auf die Knie und berühren mit der Stirn das Schilf, sodass ich vor mir nur noch geneigte Köpfe und die farbenfrohen Rücken der Marktkleider sehe.

Göttliche, flüstern sie respektvoll. *Schöne Göttin. Heilige Gottheit.*

Wann immer sich ein Gesicht hebt, um mich anzusehen, murmele ich meinen Segen und wünsche mir, nur einmal durch die Menge gehen zu können, ohne dass die Menschen mir mit ihren hungrigen Augen folgen, sehnsüchtig auf ein Zeichen der Rettung wartend, welches

mein Volk so sehr benötigt. Manchmal meine ich, hinter der Verehrung Zweifel zu sehen - manchmal *weiß* ich, dass da Zweifel sind.

Alle lebenden Gottheiten der Geschichte, alle meine Vorgänger, verkörperten eine besondere Eigenschaft des Göttlichen, die eine Antwort bildete auf die jeweiligen Nöte und Bedürfnisse unseres Volkes. Es gab Gottheiten der Dichtung, des Krieges, der himmlischen Gestirne und des Wachstums. Die Gottheit, die vor mir in den Tempel berufen worden war, war eine Göttin der Heilung.

In allen lebenden Gottheiten hat sich diese Eigenschaft ein oder zwei Jahre, nachdem sie berufen worden waren, manifestiert. Es heißt, bei Satheon, der unser Volk zu Zeiten meiner Großeltern führte und der mit sechzehn in den Tempel berufen worden war, habe sich seine göttliche Eigenschaft, der Ackerbau, bereits nach einer Woche gezeigt.

Ich selbst bin nun schon seit zehn Jahren eine Göttin, und mein Volk wartet noch immer sehnsüchtig darauf, zu erfahren, welchen Trost ich ihm einst bringen werde. *Wenn es denn jemals so weit sein wird.*

Der Findelkater, der meine quälenden Gedanken zu errahnen scheint, neigt den Kopf und beißt mich sanft in den Knöchel. Ich ziehe die Luft ein und konzentriere mich auf den kurzen, stechenden Schmerz, froh um seine Begleitung.

Ich habe den Kater eines Nachmittags in einem fest verknoteten Bündel am Flussufer gefunden, ein paar Monate, nachdem man mich in den Tempel gebracht hatte. Er war ganz klein, patschnass und halb ertrunken. Aber so

erbärmlich dürr er als Kätzchen war, so massig und muskulös ist er heute. Ein kräftiges Tier mit einem feuerroten Fell.

Mit erhobenem Schwanz und wachsamen Augen trottet er neben mir her und maunzt ebenfalls seinen Segen – wenngleich es bei ihm eher wie ein Fluch klingt. Im Gegensatz zu allen anderen Bewohnern meiner Welt, denen nur allzu deutlich bewusst ist, dass sich meine Eigenschaft schon vor Jahren hätte zeigen müssen, und die trotzdem all ihre Hoffnungen in mich setzen, hat der Findelkater keinerlei Erwartungen an mich – einmal abgesehen von einem vollen Fressnapf. Er ist einfach nur ein Kater. Weshalb er mich, anders als meine Bediensteten und Wachen, auch berühren darf – und ich ihn. Etwas Handfestes und Warmes zum Streicheln und Kuscheln zu haben, wenn ich einsam bin, macht alles andere ein bisschen erträglicher.

Vor mir zieht eine Prozession von Lebensmittelhändlern die Schilfstraße hinunter. Ich bleibe stehen, um sie nicht zu stören. Sie sind umringt von einer Horde lärmender Kinder, die auf einen unachtsamen Moment hoffen, in dem ein eiliger Verkäufer ein klebriges Brötchen oder einen Beutel Süßigkeiten fallen lässt. Direkt hinter ihnen balanciert ein Händler ein Tablett mit Glücksbringern vor sich her, die Krankheiten und Unglück abwenden sollen. Diese Art von Amuletten wird oft erworben und weiterverkauft, ohne je mit einem Funken echter Magie in Berührung gekommen zu sein. Das schwache Vibrieren, das von diesen hier ausgeht, verrät mir jedoch, dass sie echt sind, hergestellt von einem einheimischen Kräuterhexer, vielleicht sogar

dem Händler selbst, dessen kleine Zauberfeuerlaterne einen Schwarm neugieriger, lichthungriger Insekten hinter sich herzieht.

Der Findelkater, der zu meinen Füßen sitzt, betrachtet das Treiben mit zunehmendem Missfallen.

Während ich darauf warte, dass die Händler weiterziehen, werfe ich einen Blick zurück auf die Gebäude, welche die engen, gewundenen Gassen um den Tempel oberhalb des Flusslaufes säumen. Auf vielen Dächern flattern Wimpel in Rot und Gold, die im Dämmerlicht leuchten. Doch je heller der Morgen wird, umso besser sind auch die Umrisse der übrigen Wimpel zu erkennen, und mir läuft ein Schauer über den Rücken.

Diese Wimpel sind grau, als wollten sie sich vor dem trüben Himmel tarnen, und es sind viele, sehr viele. Mehr, als mir bewusst war.

Von meinen Gemächern im Tempel aus, dem Audienzsaal oder der Terrasse, von der ich zu meinem Volk spreche, kann ich nur zwei graue Banner sehen. Alle übrigen werden von kunstvoll drapierten Stoffen und Hängepflanzen oder den verwinkelten Mauern des Tempels verdeckt. Es sind so viele, die meinem täglichen Blick verborgen bleiben, dass ich nicht länger an einen Zufall glauben kann. Hat einer meiner Priester, oder gar der Hohepriester selbst, diese Dekorationen angeordnet, um die wachsende Bedrohung vor mir zu verbergen?

Oder waren es die gesichts- und führerlosen Graumäntel, die das Erstarken ihrer Bewegung so lange wie möglich vor mir geheim halten wollten?

Wer auch immer dafür verantwortlich war, die Entscheidung wurde getroffen, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen.

»Aus dem Weg!«, knurrt eine Stimme in meinem Rücken. Erschrocken drehe ich mich um.

Anstatt entsetzt über die eigene Dreistigkeit vor meiner Krone und dem roten Gewand zurückzuweichen, verzieht der alte Mann hinter mir das wettergegerbte Gesicht zu einer wütenden Grimasse. Er trägt die zerlumpte, ungefärbte Wollkleidung eines Dorfbewohners aus dem Westgebirge, seine Halskette aus Perlen und Vogelknochen kennzeichnet ihn jedoch als Mitglied eines Flussläuferclans.

Der Findelkater macht einen Buckel, presst sich an meinen Knöchel und faucht den Mann bedrohlich an, während ich den Speer zwischen uns halte und einen Schritt zurückweiche. Ich öffne den Mund, aber die Frage: *Wisst Ihr denn nicht, wen Ihr vor Euch habt?*, bleibt mir im Halse stecken. Noch nie musste ich jemandem erklären, wer ich bin.

Der Mann hebt die Augenbrauen, seine Pupillen weiten sich. »Du da!« Anstatt sich wie erwartet zu schämen und für sein schroffes Benehmen hastig zu entschuldigen, fängt der Mann an zu singen: »*Fischlein, Fischlein, wohin bist du geschwommen ...?*«

Ich starre in das vor Zorn bebende Gesicht des Alten und langsam begreife ich. Meine Schultern zittern. Seine verschleierte Augen im aufgedunsenen Gesicht sehen mich nicht an wie die normaler Leute - sein trüber Blick geht an mir vorbei. Durch mich hindurch. *Er ist vernebelt.*

Wahrscheinlich ist er harmlos, sonst würde man ihn nicht auf den Markt lassen. Dennoch packt mich die Angst. Er mag nichts Böses im Sinn haben, könnte aber trotzdem vorwärtsstolpern oder sich auf mich stürzen ...

Die verheerenden Auswirkungen der Nebelstürme sind unberechenbar. Sie ruinieren Ernten, verformen Felsen und reißen Bäume aus, die schon in dieser Erde wurzelten, als nicht nur eine Gottheit auf ihr wandelte. Noch schlimmer ist jedoch, was ein Nebelsturm dem ungeschützten Verstand eines Menschen antut.

Der Mann kichert noch immer leise vor sich hin, starrt durch mich hindurch und singt mit seiner krächzenden Stimme: »*Sag mir die Wahrheit, kleiner Fisch, bist du der Einzige?*«

»Lasst Euch von mir helfen, Großvater.« Die freundlichen Worte, wenngleich sie von einer Fremden kommen, scheinen ihn milder zu stimmen und aus dem Nebel zurückzuholen.

Ich überwinde meine Angst und krame mit der freien Hand in meinem Beuteln nach magischen Reagenzien. »Lasst mich Euch segnen und zurück zu Eurem Clan bringen.«

Die Flussläufer sind bekannt dafür, Vernebelte bei sich aufzunehmen, auch jene, die man aus ihren eigenen Dörfern verstoßen hat, weil es zu schwierig geworden ist, sich um sie zu kümmern. Für die Wunden, die der Nebel schlägt, sei das Leben auf dem Wasser wie Balsam, sagen sie.

»*Das allerletzte und allereinsamste und allerkleinste Fischlein ...*« Er hört auf zu singen und sieht mich mit

zusammengekniffenen Augen an.

Aber als ich die Hand hebe, um die Zauberformel zu sprechen, von der ich hoffe, dass sie seinen entzündeten Verstand beruhigen wird, bricht er plötzlich in lautes Lachen aus. »Und so sehr daran gewöhnt, mit den hungrigen Flussschlangen zu schwimmen, dass es nicht merkt, wie allein es ist.« Glucksend reibt er sich die Augen, dann sieht er mich ernst an. »Es ist mir stets eine große Ehre, Göttliche, der Letzten einer Art zu begegnen.«

Ein angstvolles Kribbeln warnt mich vor seiner Nähe. Der Nebel ist nicht böseartig – er ist eine Naturgewalt, Magie, die bei der Entstehung der Welt zurückgeblieben ist. Nur wenn er sich zu einem Sturm zusammenzieht, wird er gefährlich, und selbst dann ist seine Wirkung stets eine andere. Manchmal, wenn auch nur sehr selten, bringt er mit dem Wahnsinn auch Hellsichtigkeit ...

Sollten die Graumäntel sich durchsetzen und mich meiner Macht entheben, könnte ich sehr wohl die Letzte meiner Art sein. *Die letzte lebende Gottheit, welche auf dieser Erde wandelt.*

Ich beuge mich hinunter, um den Findelkater zu streicheln, und spüre seine Anspannung, bereit zum Sprung. Als ich wieder aufsehe, ist der vernebelte Alte verschwunden. Der Markt hat sich mittlerweile so belebt, dass ich durch den immer dichter werdenden Ring aus Menschen, die bemüht sind, mir auszuweichen, nicht mehr viel erkennen kann. Suchend sehe ich mich um, wobei der Kreis sich in Einklang mit meiner Bewegung ausbeult, als würde er von einer unsichtbaren Welle erfasst.

Niemand kann sagen, ob es sich bei den Worten eines Vernebelten um wirres Zeug oder eine Prophezeiung handelt, bis sie tatsächlich eintritt. Aber auch wenn ich den Mann wiederfinden würde, könnte er sich an das, was er gesagt hat, wahrscheinlich nicht mehr erinnern.

Ich straffe die Schultern, damit die Menschen, von denen ich umringt werde, nicht bemerken, wie unsicher ich bin. Obwohl das Marktvolk größtenteils aus Flussläufern, meinen ergebensten und aufrichtigsten Untertanen, besteht, sehe ich immer wieder auch Grau aufblitzen. Was vor ein paar Jahren als Flüstern hinter vorgehaltener Hand tief im Untergrund begann, ist zu einer offenen Bewegung geworden. Die Graumäntel.

Aber ich werde sie meine Angst nicht spüren lassen. Mit ausholenden Schritten gehe ich weiter, während der Kreis aus Gaffern sich immer weiter ausdehnt, bis er schließlich aufbricht und Kinder wie Erwachsene vor mir zurückweichen.

Quentis zusammengeschustertes Hausboot sieht aus, als hätte man eine einfache Hütte auf einer Barke nach Bedarf um immer mehr Räume und Stockwerke erweitert, und wer Quenti kennt, weiß, dass es wahrscheinlich auch so ist.

Ich stoße die Tür einen Spaltbreit auf und räuspere mich. »Gesegnet sei dieses Haus«, rufe ich zögernd. Wie alle Flussläufer nimmt Quenti es mit der Höflichkeit nicht ganz so genau, aber da er oft sehr viele Flusskinder beherbergt, erscheint es mir sicherer, meine Anwesenheit anzukündigen.

Wildes Getrampel, dann aufgeregtes Wispern. Ich sehe nach oben und schaue in drei runde Gesichter, die mich

vom Treppenabsatz im zweiten Stock aus beobachten. Als sie den goldenen Kronreif auf meinem Kopf bemerken, zucken zwei der Gesichter zurück und verschwinden. Das dritte Gesicht – ein Mädchen, wie ich im schummrigen Licht zu erkennen glaube – starrt mich mit unverhohlener Neugier an.

»Beim Weltenende, dann ist es wahr!« Das ist nicht Quentis freundlich kratzige Stimme. Ich kneife die Augen zusammen und erkenne im schwachen Licht eine junge Frau, die einem der kleinen Flussläufer zur Treppe folgt. Sie beugt sich vor, um dem Kind etwas ins Ohr zu flüstern. Dann schickt sie es weg und kommt die Stufen herunter. »Seid willkommen, Göttliche. Unser Dank für das Licht, welches Ihr diesem Tag verleiht.«

Ihre Worte klingen angespannt, verhalten. Quentis Gruß wäre wärmer gewesen. In ihrer Nervosität schwingt eine Frage mit, die sie offenbar nicht auszusprechen wagt.

»Ich möchte zu Quenti«, erkläre ich schnell, als sie am unteren Ende der wackeligen Treppe angelangt ist. »Ich muss mit ihm sprechen, unter vier Augen.«

Sie zögert und ich habe Zeit, sie etwas genauer zu betrachten. Sie ist ein paar Jahre älter als ich und trägt die Zöpfe einer verheirateten Flussläuferin. In ihr schwarzes Haar sind die blaukupfernen Federn eines Feuerhaubentauchers eingeflochten, zusammen mit den bunten Reifen, die ihre Handgelenke und Knöchel zieren, ein eindeutiges Zeichen, dass sie demselben Clan angehört wie Quenti. Die olivfarbene Haut über dem Halsausschnitt ihrer Tunika wird an den Schultern dunkler, was von langen Stunden auf dem Wasser unter sengender Sonne

zeugt. Und auch ihr muskulöser Arm auf dem Treppengeländer verrät, dass sie mehr an die Arbeit auf dem Fluss als an das Marktgeschäft gewöhnt ist.

Das Schweigen zieht sich in die Länge. Erst als ich das Zucken in ihrem Arm bemerke, begreife ich. Sie weiß nicht, wie sie sich mir gegenüber verhalten soll. Sie ist wie gelähmt von dem Bedürfnis, meine Frage zu beantworten, und der gleichzeitigen Angst, mich zu enttäuschen.

Ich hole einmal tief Luft und versuche, die innere Stimme zu verdrängen, die mir in einem Anflug von Ungeduld zuflüstert: *Was hast du erwartet? Dass sie vor dir strammsteht? Du warst einfach viel zu lange in der Obhut von Wachen und Priestern ...*

»Wie ist Euer Name?«, frage ich sie, wobei ich den Befehlston, den ich mir mit den Jahren angeeignet habe, bewusst vermeide.

»Hiret, Göttliche.« Sie schluckt. »Ich bin Quentis Nichte. Und das ist meine Schwester Didyet.« Ohne richtig hinzuschauen, dreht sie den Kopf zur Treppe in Richtung des Kindes, das geblieben war, um uns zu beobachten, und sich seither nicht vom Fleck gerührt hat. Nun, da ich mir das Mädchen etwas genauer ansehe, fällt mir auf, dass es gar nicht so jung ist, wie ich zunächst geglaubt hatte. Jünger als ich, aber nicht viel.

»Hiret?« Ich muss die Freude nicht heucheln. »Als ich noch beim Flussvolk lebte, kannte ich Eure Mutter. Ich erinnere mich, dass – *Tantchen* eine Zeit lang mit Quenti unterwegs war. Sie hat Pirakkas gemacht.«

Mein Bild von der Frau ist verschwommen – wie die meisten Erinnerungen an die Zeit vor dem Tempel –, aber

an den Duft des frittierten Teiges und den wie Lava hervorquellenden heißen Honig erinnere ich mich noch kristallklar.

Hirets Augen weiten sich. Ein scheues Lächeln lässt eine Ansammlung von Schönheitsflecken auf der Wange unter ihrem rechten Auge tanzen. »Das muss Jahre her sein. Als sie das letzte Mal hier auf dem Markt war, hatte ich noch nicht gelernt, den Fluss zu befahren. Das muss gewesen sein, bevor ...« Sie verstummt. Das Lächeln verschwindet und die Unsicherheit kehrt zurück.

»Bevor man mich zur Gottheit berufen hat«, beende ich den Satz für sie. Ich bin es gewohnt, über die dunklen Jahre zwischen meiner Zeit und denen der Trägerin des Göttlichen vor mir zu sprechen. »Euer Onkel war schon damals, als ich noch ein Niemand war, sehr gut zu mir – ist es immer gewesen. Es tut mir leid, wenn ich Euch erschreckt habe, Hiret, aber ich muss ihn dringend sprechen. Ich will ihn um ein Boot bitten, und um ein paar Eurer Leute. Ich habe eine wichtige Mission zu erfüllen und muss mich schon sehr bald auf den Weg machen.«

Hiret sieht an mir vorbei. Sie spürt die Dringlichkeit hinter meinen Worten und bemerkt gleichzeitig, dass ich nicht in Begleitung der sechs Wachen hier bin, die mir normalerweise überallhin folgen. Eine schwache Erinnerung flackert auf, an das kleine Mädchen, das sie einst war, und an das Mädchen, das ich unter der Krone und den roten Gewändern verberge.

»Mein Onkel ist krank«, flüstert sie.

»Krank?« Meine Brust krampft sich zusammen, denn ihre gesenkte Stimme lässt erahnen, dass sie nicht von

einem vorübergehenden Husten spricht. »Was ...«

»Nebel.« Hirets Blick wandert zur Treppe und vorbei an ihrer schweigenden Schwester, als könne sie durch den engen Flur bis ins Zimmer ihres Onkels sehen. Doch ihr abgewandtes Gesicht kann den Schmerz in ihren scharfen, ausdrucksstarken Zügen nicht verbergen. »Seine Knöchel waren dieser Tage oft geschwollen. Er suchte Linderung im Flussschlamm, als sich über dem Waldmeer ganz plötzlich ein Sturm zusammenbraute.«

»Ist er ...?« Ich sehe wieder das Gesicht des vernebelten Mannes vor mir, wie er Lieder von Fischlein singt, und stelle mir meinen alten Freund vor.

»Sein Verstand ist scharf wie eh und je. Aber ... Kommt mit mir.«

Hiret geht mir voraus die wackeligen Stufen hinauf. Oben angekommen, verscheucht sie gereizt Didyet, in der ich auch ohne dass sie mir vorgestellt worden wäre, ihre Schwester erkannt hätte. Ihr Gesicht ist eine etwas rundlichere Ausgabe Hirets, nur die Schönheitsflecken unter dem Auge fehlen. Dafür ist es von einem ungebändigten Haarschopf eingerahmt, der ihr vom Kopf absteht wie ein widerborstiger Heiligenschein.

Das Mädchen erwidert meinen Blick mit einem trotzigen Starren, das es ebenfalls von ihrer Schwester unterscheidet – die Lippen fest aufeinandergepresst, sieht es mich finster an. Wütend.

»Was soll *die* schon machen können?«, murmelt Didyet an ihre Schwester gewandt, jedoch laut genug, dass ich es hören kann. Sie rührt sich nicht von der Stelle, wodurch sie mir, da ich sie nicht streifen darf, den Weg versperrt. »Sie

kann die Nebelstürme nicht aufhalten. Sie kann die Vernebelten nicht heilen. Sie ist nicht einmal die ...«

»Didyet!«, fährt ihre ältere Schwester ihr mit einer solchen Vehemenz über den Mund, dass das jüngere Mädchen mitten im Satz innehält und hinter seiner Aufmüpfigkeit sogar ein Fünkchen Angst aufblitzt.

Hiret steht da wie erstarrt. Stumm vor Entsetzen über den blasphemischen Gedanken, den ihre Schwester um ein Haar ausgesprochen hätte, ringt sie um Fassung. »Solange die Göttliche im Haus ist, will ich dich nicht sehen. Hast du mich verstanden?« In ihrer ruhigen, leisen Stimme schwingen so viel Autorität und unausgesprochene Drohungen mit, dass ich mich am liebsten ebenfalls in eine der kleinen Schlafkojen verkrochen hätte. »Geh und sag den anderen Kindern, sie sollen still in ihren Zimmern bleiben, sonst ist der Besuch auf dem Markt heute Nachmittag gestrichen.«

Didyet zieht ein trotziges Gesicht. An der Schwelle zum Erwachsenenalter und voller Ungeduld, endlich unabhängig zu sein, hat sie die Spitze, die bei der Betonung auf den anderen *Kindern* lag, nicht überhört. Dennoch vermag der Tonfall ihrer Schwester sie offenbar mehr einzuschüchtern als das Gewand und der Speer mit den magischen Amuletten einer Gottheit – noch ein kurzer Blick von Hiret zu mir und wieder zu Hiret, dann dreht sie sich um und flieht über eine klapprige Leiter nach oben. Erst als sie die Sprossen hinaufklettert, bemerke ich, dass ihre Knöchel nicht die bunten Perlen und Reife ihres Clans zieren. Stattdessen trägt sie einen einfachen Stoffstreifen, der fest zu einem grauen Fußband verknotet ist.

Mir schwirrt der Kopf: *Sie ist noch so jung. Wie ist es möglich, dass sie bereits ein Graumantel ist?*

Hiret stößt hörbar die Luft aus und wendet sich mir zu. Auf ihren Wangen glüht noch ein Hauch von Zorn – oder Schamesröte? –, der trotz der Sonnenbräune nicht zu übersehen ist. »Göttliche, ich ...«

»Ist schon in Ordnung«, murmele ich. Der Anblick des grauen Fußbandes beschäftigt mich so sehr, dass ich für einen Moment alles, was man mir über eine angemessene Ausdrucksweise beigebracht hat, vergesse.

»Wie lange ist es her, seit eure Mutter in den Fluss heimgekehrt ist, Hiret?«

»Sie ...« Ihre Bestürzung weicht Erstaunen. »Zum Fest der Sterbenden sind es zehn Jahre.«

»Möge sie leichten Herzens sein«, wünsche ich leise, den kurzen Anfang meines Segens heraufbeschwörend. *Trauer, denke ich abwesend. Didyet hat ihre Mutter verloren, deshalb hat sie sich den Graumänteln angeschlossen. Sie braucht jemanden, dem sie die Schuld geben kann.*

»Woher wisst Ihr ...?« Mit gerunzelter Stirn schaut Hiret von mir zu meinem Speer, als glaubte sie, die Magie befähige mich, ihre Gedanken zu lesen – auch wenn so etwas unmöglich ist.

»Ihr sorgt schon seit geraumer Zeit für Eure Schwester«, erkläre ich ihr, ein Lächeln in der Stimme, das mein Gesicht nicht zeigen darf. »Nur Mütter haben diesen ganz besonderen Tonfall.«

Und Hohepriester, denke ich mit Unbehagen und male mir Daomans Reaktion aus, wenn er feststellt, dass ich mich von den Wachen unbemerkt davongeschlichen habe.

Der Anflug eines Lächelns huscht über Hirets Lippen und verschwindet wieder. »Kommt. Er ist hier drin.«

Sie zieht den Vorhang in einem der Türrahmen beiseite und tritt mit gebeugtem Kopf so weit zurück, dass mir genügend Platz bleibt, um hineinzuschlüpfen, ohne sie zu berühren. Ich danke ihr mit einem Nicken – und dann sehe ich ihn vor mir in seiner Koje liegen. Mir stockt der Atem.

Vom Rand der Bettdecke bis hinauf zum Schädel ist seine Haut von hässlichen Geschwüren überzogen und sein ohnehin schon dünnes Haar zeigt große kahle Stellen. Selbst im Schlaf sind seine Züge schmerzverzerrt. Sein Atem geht flach und unregelmäßig. Vor mir taucht das runde, von Lachfalten zerfurchte Gesicht unserer letzten Begegnung auf und mir kommt die Galle hoch. Ich muss schlucken, um wieder klar denken zu können.

Obwohl ich sehr weit gereist bin, bis in die westlichsten Regionen des Westgebirges, um für die Vernebelten dort zu tun, was in meiner Macht steht, sind mir derartige Geschwüre noch nie begegnet. Diese Beulen kommen nicht von innen, sie sind keine krankhaft entzündeten Auswüchse seines Körpers. Vielmehr scheint ein wahnsinniger Bildhauer Quentis Fleisch geschmolzen, neu geformt und ihm dann wieder um den Schädel gelegt zu haben.

Er kann mir nicht helfen. Der Gedanke weckt Schuldgefühle in mir. Wie kann ich angesichts des zerstörten Körpers eines alten Freundes, der sich um mich sorgte wie eine Familie – eine Familie, wie sie mir nach meiner Berufung verwehrt war –, an meine göttliche Mission denken.

Aber ich habe keine Wahl. Ich muss meine Bestimmung über meine Gefühle stellen, sonst wird der Nebel bald alles sein, was von meinem Volk noch übrig bleibt. Die Götter haben uns schon vor Hunderten von Jahren verlassen, um sorgenfrei im Wolkenland zu leben – es gibt nur noch mich.

Ich muss meinem Schmerz hörbar Ausdruck verliehen haben, denn hinter mir ertönt Hirets sanfte Stimme, voller Mitgefühl und geteiltem Kummer. »Ich glaube, manchmal wünscht er sich, der Nebel hätte auch seinen Verstand verformt.«

Als ich mich zu ihr umdrehe, hat sich der Anblick von Quentis verunstaltetem Gesicht so tief in meine Netzhaut gebrannt, dass sich seine Wunden für einen kurzen Moment auf Hirets Gesicht abzeichnen, ausgespart nur die Schönheitsflecken auf ihrer Wange. Schaudernd kehre ich in die Realität zurück.

»Ich werde tun, was ich kann«, presse ich hervor, meine Stimme ein heißeres Krächzen.

Hiret nickt, ein dankbares Lächeln auf den Lippen, aber in ihren Augen lese ich etwas anderes. Ich muss an die Worte ihrer Schwester denken.

Was sie gesagt hat, ist wahr. Ich kann die Vernebelten nicht heilen. Die Gottheit vor mir konnte es. In ihr manifestierte sich die Eigenschaft des Heilens, kurz nachdem sie berufen worden war. Sie verbrachte viel Zeit außerhalb des Tempels, reiste zu den entlegensten Dörfern, um die Schutzsteine, die den Nebel abhalten, zu warten und sich um die Unglücklichen zu kümmern, die ungeschützt in einen Sturm geraten waren.

Wohingegen ich ... ich kann ihnen nur zeitweilige Linderung verschaffen, nicht viel mehr, als jede ehrbare Kräuterhexe mit einem heilenden Zauberspruch es vermag.

Ich lehne den Speer an die Wand, erkläre dem Findelkater, der sich an meine Beine schmiegt, dass ich Platz brauche, und breite die nötigen Reagenzien für meinen Zauber aus. Hätte das Göttliche mich nicht als Trägerin auserkoren, wäre ich eine mächtige Zauberin - all jenen, die auf ein Wunder hoffen, müssen meine magischen Kräfte jedoch erbärmlich erscheinen.

Hiret schweigt, während ich arbeite. Als ich kurz zu ihr hinübersehe, streichelt sie dem Kater den Rücken, den Blick ins Leere gerichtet. Der Kater blinzelt und legt die Ohren an, um sein Missfallen darüber zum Ausdruck zu bringen. Trotzdem holt er einmal tief Luft und fängt widerwillig an zu schnurren.

Hiret weiß, dass ihre Schwester die Wahrheit gesagt hat. Ich kann weder die Vernebelten heilen noch die Stürme verhindern. Ob die Gottheiten vor mir dazu in der Lage gewesen waren, kann ich nicht sagen. Alles, was ich weiß, ist, dass keine von ihnen diese Fähigkeit dringender gebraucht hätte als ich. Die Stürme brechen immer schneller, immer heftiger über uns herein und auch ihre Häufigkeit nimmt mit jedem Jahr zu. Wenngleich ich noch sehr jung bin, erinnere ich mich an eine Zeit, in der die Zauberer einen Sturm spüren konnten, lange bevor er sich zusammenbraute, eine Zeit, in der es noch sicher war, sich weitab der Flussufer zu bewegen, weitab der Schutzsteine.

»Ihr sagtet, Ihr seid auf der Suche nach einem Boot.« Hirets Stimme klingt abwesend. Mechanisch fahren ihre

Finger weiter durch das weiche Fell des Katers.

»Da wusste ich noch nicht, dass er ...« Ich halte den Blick auf meine Hände gerichtet. Meine Kehle ist so trocken, dass ich kaum sprechen kann. »Ich habe es erst hier erfahren.«

»Quenti würde Euch alle Barken geben, die Ihr braucht, und ebenso viele Clanleute. Dazu bin ich nicht ermächtigt. Aber ich kann Euch dennoch Hilfe anbieten. Ich selbst kann meinen Onkel nicht allein lassen, aber mein Mann ist ein ebenso geschickter Flussläufer wie ich, und sein Bruder auch.«

In mir keimt ein winziger Hoffnungsschimmer und bringt ein klein wenig Licht in die Finsternis, die sich über uns gelegt hat.

»Und sie sind entbehrlich? Sie werden hier nicht gebraucht?«

Hiret hält kurz inne, dann sagt sie ruhig: »Ihr seid ohne Eure Wachen gekommen.« Sie weiß um die tiefere Bedeutung dieses Umstands.

Der Zauber aus zerriebenen Knochen und Holunderkraut, den ich gewirkt habe, fällt als flimmernder Staub von meinen Fingerspitzen auf die Bettdecke. Ich sehe hinüber zu Hiret, die mich jetzt mit ihren klugen haselnussbraunen Augen herausfordernd anblickt.

»Ihr kommt hierher - allein«, wiederholt sie noch einmal, »und bittet um etwas, das Euch Eure Priester und Euer Ältestenrat dutzendfach hätten gewähren können, jedes Boot noch dazu bis an den Rand beladen mit jeder beliebigen Fracht. Doch anstatt sie darum zu bitten, sucht

Ihr Euren alten Freund auf in der Hoffnung, dass er eines seiner Boote entbehren kann?«

»Hiret, ich ... ich würde Euch den Grund, weshalb ich ...«

Sie schüttelt den Kopf. Ihr Blick ist klar. »Ich brauche keine Erklärung. Die Hälfte Eures Ältestenrates hat graue Herzen, auch wenn die Farbe ihrer Mäntel etwas anderes vortäuscht. Wenn jene, deren Dummheit und Angst unsere einzige Hoffnung erstickt, Euch von Eurem geheimen Vorhaben abhalten wollen – dann will ich, dass Ihr tut, wozu Ihr berufen seid.«

Ihre Entschlossenheit rührt mich so sehr, dass ich nicht sprechen kann. Mit offenem Mund stehe ich vor ihr wie ein hungriges Kind vor einem Pirakkastand.

»Diese Leute sind Narren«, sagt Hiret. In ihren Augen blitzt wieder diese Vertrautheit auf, als sehe sie hinter der Göttin das Mädchen, das der Hohepriester vor vielen Jahren von der Seite seiner Mutter gerissen und in ein dunkelrotes Gewand gesteckt hat. »Ihr seid das einzige Licht, das uns in dieser in Finsternis versinkenden Welt noch geblieben ist, Göttliche. Diese Leute erinnern sich nicht an ein Leben ohne Schutzsteine. Doch das Gedächtnis der Flussläufer reicht weit zurück. Wir wissen noch, weshalb unsere Vorfahren sich auf dem Fluss niedergelassen haben. Sie haben es im Vertrauen auf den Schutz der Wasser getan, die von Eurem Tempel ins Meer fließen.« Sie kniet nieder und legt die Handflächen auf die Augen, eine alte, nicht mehr gebräuchliche Geste der Gottesfurcht und Ergebenheit. »Das Flussvolk ist mit Euch, Nimhara. Auf ewig.«

»Danke«, flüstere ich benommen.

Sie erhebt sich mit dem Versprechen, mir ein Mitglied ihres Clans zu schicken, das mich durch das Marktgedränge nach Hause begleiten wird. Dann geht sie, um ihren Mann und ihren Bruder zu suchen.

Abgesehen von dem gequälten Atmen des Mannes neben mir herrscht absolute Stille. Vorsichtig streiche ich die Reagenzien des Heilzaubers von der Bettdecke zurück in meine Hand, um von vorne zu beginnen. Dieses Mal aber spüre ich die Zauberformel und die Kräfte, die diese bündelt, kaum. *Das Flussvolk ist mit dir ... Auf ewig.*

Und doch kann ich den Zorn, die Angst und den Trotz im Gesicht von Hirets Schwester, das dem ihren so sehr ähnelt, nicht vergessen. Didyet stellt Hirets Glauben infrage und ich weiß nur zu gut, was ihre Worte gewesen wären, wenn ihre Schwester ihr nicht den Mund verboten hätte. *Sie ist nicht einmal die wahre Göttliche.*

2

North

Die Senatssitzung geht bereits in die zweite Stunde und ich verspüre andauernd diesen grässlichen Drang, mich zu räuspern und zu testen, ob meine Stimme noch funktioniert. Ich nehme einen ausgiebigen Schluck aus meiner Wasserflasche. Dann schließe ich für einen Moment die Augen, um mich zu entspannen, aber nun lässt mir die Frage, ob ich mitten in meiner Rede pinkeln muss, keine Ruhe mehr.

Ich überlege – nicht zum ersten Mal –, meinen Vorstoß noch um einen Monat zu verschieben. Aber das Timing ist perfekt. In wenigen Stunden beginnt in Alciels Hauptstadt die große Flugschau, ich werde ihnen also direkt im Anschluss demonstrieren können, was ich draufhabe – wozu ich in der Lage bin –, und dann müssen sie mir nur noch ihre Unterstützung zusichern.

Wolkensturz nochmal, es *muss* einfach klappen. Sie müssen erkennen, was ich erkannt habe.

Draußen fliegt die Welt als verschwommener Silberstreifen an uns vorüber, während der Zug den geschwungenen Rand der Insel entlang Richtung Heimat rast. Den Zwischenstopp in Port Camo mitgerechnet, sind wir noch ungefähr eine Stunde unterwegs. Wenn wir am

Palast ankommen, wird mein Schicksal bereits besiegelt sein.

Beatrin, meine leibliche Mutter, mein Großvater und die acht Senatoren sitzen um den Konferenztisch und verfolgen interessiert die 3-D-Projektion, die über der glänzenden Tischplatte schwebt, während sie Senator Poprin lauschen, der über die Rückgewinnung von Wasser schwadroniert. Ich lehne etwas entfernt an der Wand und warte, bis ich an der Reihe bin. Auf der anderen Seite des Abteils sitzt meine Herzmutter Anasta. Wahrscheinlich ist sie zu meiner moralischen Unterstützung hier. Wenn sie wüsste, was ich gleich sagen werde, würde ihr das ermutigende Lächeln sicher schnell vergehen. Im Gegensatz zu meiner Blutmutter denkt Anasta immer nur das Beste von mir. Sie war bestimmt hochofregt, als sie hörte, dass ich darum gebeten hatte, in eigener Sache vor dem Senat sprechen zu dürfen, anstatt wie sonst zum Zwecke meiner Ausbildung ein von Beatrin vorgegebenes Thema vorzustellen.

Ich senke den Blick und drehe unauffällig am Band meines Chronometers, das auf meiner Haut vibriert, bis die Anzeige auf der Innenseite des Handgelenks liegt und ich einen heimlichen Blick auf die eingegangenen Nachrichten werfen kann.

MIRI: wie läuft das meeting, prinzenjunge?

MIRI: gleich kommt dein großer moment!

MIRI: bist du nervös?

MIRI: wäre schrecklich, wenn du nervös wärst

MIRI: macht es dich nervös, dauernd nervös zu lesen?

MIRI: (spaß! du musst nicht nervös sein, du wirst abheben)

SAELIS: Du schaffst das, North. Deine Präsentation ist super.

SAELIS: Sie müssen dir nur zuhören, dann hast du sie in der Tasche.

MIRI: ... sie müssen dir ZUHÖREN????

MIRI: ich nehme alles zurück, du bist geliefert

MIRI: ich wollte natürlich sagen: du schaffst das, NORTH!!

\o/

SAELIS: Was soll das denn sein?

MIRI: das bin ich, ich jubele ihm zu

SAELIS: Soll der Kreis dein Kopf sein?

MIRI: genau

SAELIS: Muss es dann nicht so aussehen: \O/? Bei deinem Dickschädel ...

MIRI: hmm, du hast recht. aber eher wegen meiner umwerfenden Haarpracht

Ich unterdrücke ein Grinsen. Aber Miri hat recht. Ich hatte schon immer Probleme, den Senat dazu zu kriegen, dass er mir zuhört. Und seine Mitglieder mit dieser Idee zu begeistern, wird eine ganz besondere Herausforderung sein. Aber ich habe meinen Vortrag bis zum Umfallen einstudiert und es ist schließlich nicht das erste Mal, dass ich eine Rede halte - seit ich zwölf bin, spreche ich zweimal jährlich vor dem Senat -, aber so wichtig wie jetzt war es mir noch nie. Noch nie war ich von einer Sache so überzeugt oder habe etwas so leidenschaftlich gewollt.

»Vielen Dank, Poprin, für Ihren aufschlussreichen Bericht.« Die angenehme Stimme meiner Mutter gleitet in die lebhafteste Diskussion wie eine Schwalbe in einen Schwarm Spatzen. Will heißen, während alle aufgeregt